Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932
1930

294 (17.12.1930) Unterhaltung, Wissen, Kunst

Visual Library

Unterhaltung ★ Wissen ★ Kunst

Die ins Unbekannte wandern

Von Engelbert Wittich.

Pferdefuhrwerke von eigentümlicher Art . . . Weit draußen auf der Landstraße, begleitet von exotisch anmutenden Gestalten. Voraus ein stattlicher Wohnwagen, zwei weniger komfortabel scheinende Planwagen folgen. Hinterdrein holpert ihnen noch ein dürftiger Karren. Schwankend, wie das Schicksal derer, die ins Unbekannte wandern . . Unter der Zeltbedachung braune, lachende Kindergesichter, schwarzglänzendes Haar wie Ebenholz. Mit dunklen Augen, die tief in Fernen brennen: Zigeuner! Fahrendes Volk! Ruhelos auf Wanderschaft, verfolgt, verfemt, mit tausend Schwächen behaftet. Und dennoch unbeschwert von kleinlichen Sorgen. . .

Die Dorfbewohner pflegen nicht sonderlich erfreut zu sein, wenn eines Tages so ein Zigeunerwagen oder gar noch eine ganze Karawane beim Dorfe angehumpelt kommt und an abgelegener Stelle Posto faßt. Aber mit Neugierde und Interesse wird das Leben und Treiben im Lager betrachtet.

Frauen sitzen beim offenen Feuer, aus dem die Flammen hochschlagen, behaglich ein Pfeifchen rauchend oder einen gewaltigen Branda (Priem) kauend, oder sie hantieren am aufgesetzten Kaffeekessel. Eine Puridai (altes Zigeunerweib) bereitet ein Igelragout, die leckerste Speise für Zigeuner. Die Flammen schlagen zuckend empor und beleuchten gespenstisch die am Feuer hockenden Gestalten. Am klaren, dunklen Firmament erscheint die blanke Mondscheibe, und geheimnisvoll blinken die Sterne. Plötzlich jauchzt eine Geige auf — Zigeunermusik! Die braunen Wandergesellen spielen, ohne Noten und ohne Schulung, spielen mit ungestümem Feuer und loderndem Temperament. Spielen sich selbst: Rausch, Glück. Weltall. Vergessen Not, Elend, die trübe Flut ihres Lebens, den Schmutz . . . „Fonl i Gitara hi mange gome. Da hi men Bok da Gamaben, bala lowa mer Gitara da bascherwaha da giwaha i brsla, da bisterwaha mari Tschoreloben i mieta". (Nur die Guitarre habe ich noch. Und haben wir Hunger und Heimweh, so nehme ich meine Guitarre und wir spielen und singen ein bißchen, daß wir unser Elend ein wenig vergessen!") Diese Worte einer betagten Zigeunerin mit rotem Kopftuch und zerfranstem Rock könnten als Motto für die Geschichte der Zigeunermusik dienen.

Das Z'geunervolk, das zumeist in Armut, trostlos in den Tag hineinlebt, das ohne Geschichte, ohne Heimat, ohne Hoffnung ist, hat in der Musik einen Besitz, der nicht nur vielen Tausenden von ihnen zum Lebensunterhalte dient, sondern auch ihrer Seele eine wertvolle Quelle bedeutet und ihr zugleich Gelegenheit gibt, ihre tiefsten Empfindungen, ihr ganzes Leid in ergreifender Weise auszusprechen.

Gleich Zugvögeln wandert das unstete Völkchen der Zigeuner weiter. In ungewisse Fernen, rastlos — überall und nirgends. Ohne Ziel. Kinder der Landstraße . . . Und ein Lied kommt mir in den Sinn, ein wundersames Lied: „Mir ward keine Liebe, kein heimatlich Land, stets weiter nun eilen, von niemand gekannt!"

Können Sie Go spielen?

Wahrscheinlich nicht, denn Go ist ein japanisches Nationalbrettspiel, das im Jahre 2000 v. Chr. in China erfunden und um 700 n. Chr. nach Japan gebracht wurde. Im 7. Band des „Großen Brockhaus" (GAS—GZ, 796 Seiten, in Leinen ℳ 26.—, bei Rückgabe eines alten Lexikons ℳ 23.50) können wir darüber nachlesen, daß das Go-Spiel hohe Anforderungen an die Spielenden stellt und in seiner Bedeutung dem Schach gleichgestellt wird. Wer Lust hat, seinen Geist an diesem sinnreichen Spiel zu erproben, findet im „Großen Brockhaus" Anleitung und Spielregeln. Wie immer bringt auch dieser Band eine überwältigende Fülle des Wissenswerten und Nützlichen. Wissen Sie, wie Sie sich bei einem Grippeanfall zu verhalten haben? Wissen Sie, was der Grätenschritt des Skiläufers ist und wann er angewandt wird? Wissen Sie über Saatzeit, Düngung, Saatmenge, Saatpflege und Erntezeit unserer wichtigen Gemüsesorten Bescheid? „Der Große Brockhaus", dieser Allerweltskerl, sagt es Ihnen. Daneben werden Themen erörtert, die für unsere heutige Zeit von dem brennendsten Interesse sind: unter dem Stichwort „Gaskampf" (mit 17 Abbildungen) erfahren wir, zu welcher Vollendung dieses fürchterliche Mittel moderner Kriegführung gebracht worden ist, der Artikel „Geld" zeigt die tausendfältigen Verflechtungen von Geldmarkt und Wirtschaftsleben (mit einer besonders instruktiven schematischen Darstellung: Wirtschaftlicher Geldkreislauf im Deutschen Reich). Wir erfahren auch, daß die „Gesellschaftsreisen" keine Errungenschaft unserer Zeit sind, sondern daß dieser Begriff im 19. Jahrhundert in Paris entstanden ist, wo ein gewisser Galignani Reisen in die durch Napoleons Eroberungen erschlossenen Gebiete veranstaltete. Wenn man bedenkt, daß ein moderner Roman durchschnittlich ℳ 6.— bis 8.—, oft auch noch mehr kostet, etwa 250 bis 300 Seiten und keine Abbildungen enthält, während ein solcher Band des „Großen Brockhaus" den dreifachen Umfang hat, Tausende von einfarbigen und bunten Abbildungen und Karten bringt, — wenn man ferner bedenkt, daß man einen Roman einmal liest und dann in den Bücherschrank stellt, während uns der „Große Brockhaus" täglich und stündlich nützlich und unentbehrlich ist, dann staunen wir über den geringen Bezugspreis des Werkes, der einen Erwerb für wenige Mark im Monat ermöglicht, und wir stimmen dem Ausspruch des bekannten Naturforschers Dr. Raoul Francé zu, der gesagt hat: „Ich kenne kein deutsches Buch, das zu diesem Preise so viel bietet wie der „Große Brockhaus".

*

Deutscher Scheffelbund. Samstag, 6. Dezember, fand im Deutschen Scheffelmuseum im Schloß zu Karlsruhe die zweite ordentliche Mitgliederversammlung des Deutschen Scheffelbundes e. V., unter dem Vorsitz von Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Friedrich Panzer, Heidelberg, statt. Der Geschäftsbericht des Geschäftsführers Dr. Siegrist gab ein Bild der günstigen Entwicklung des Bundes während der letzten drei Geschäftsjahre. Als wesentliche Aufgaben wurden bezeichnet: 1. Ausbau der deutschen Schulpreisstiftung. 2. Im engsten Zusammenhang hiermit die Förderung lebender, noch ringender, echter künstlerischer Begabungen. 3. Veröffentlichung der wertvollen Teile des Dichternachlasses. 4. Ausbau des Deutschen Scheffelmuseums zum Badischen Dichtermuseum. Schon im nächsten Jahre werden die Veröffentlichungen aus dem Nachlaß Scheffels einmal unterbrochen zugunsten der Bekanntgabe einer dichterischen Arbeit eines jungen Münchener Erzählers. Die satzungsgemäße Neuwahl der Bundesleitung ergab einstimmige Wiederwahl der bisherigen Vorstandsmitglieder: 1. Bundesvorsitzender: Geh. Reg.-Rat Prof. Friedr. Panzer, Heidelberg, 2. Stellvertr. Bundesvorsitzender: Prof. Dr. Holl, Karlsruhe, 3. Bundesschatzmeister: Bankier F. Bausback, Berlin, 4. Stellvertr. Bundesschatzmeister: Kreisdirektor Freiherr v. Gemmingen-Hornberg, Bingen, 4. Vertreter der Familie von Scheffel: Ek Freiherr v. Reischach, Scheffel, Karlsruhe.

Der „Befreier" Lateinamerikas

Zur 100. Wiederkehr des Todestages Simon Bolivars am 17. Dezember 1930

„In Südamerika existiert der Begriff von Treu und Glauben nicht; weder unter den Menschen noch zwischen den Nationen. Verträge sind Papierfetzen, Verfassungen Anhäufungen solcher, Wahlen blutige Schlachten, die Freiheit, Anarchie und das ganze Leben nichts als Qual!" So schrieb Simon Bolivar, der Mann, der in der Geschichte Südamerikas als „El Liberador" (Der Befreier) fortlebt, kurz bevor er in der Verbannung verbittert und verarmt starb, über seine Landsleute. Der Mann, dem in allen größeren Städten Südamerikas Denkmäler gesetzt sind, dessen hundertsten Todestag ein ganzer Kontinent feiert, der die Vereinigten Staaten von Südamerika schaffen wollte, ein Militärgenie, das den Frieden liebte, hat wohl die Spanier aus ihren südamerikanischen Kolonien verjagt und die Gründung der selbständigen Republiken dieses Kontinents ermöglicht, aber die Freiheit, die er ihnen gebracht hat, war lediglich die Freiheit der inländischen Ausbeuter, ihre Profite ungeschmälert von spanischen Steuern und Kronabgaben im Lande behalten zu dürfen, unbevormundet von den spanischen Machthabern die indianischen Massen weiter auszubeuten und die spanischen Beamten von den fetten Regierungspfründen auszuschalten.

Die nach dem „Liberador" benannte südamerikanische Republik Bolivia hat während der hundert Jahre seit Bolivars Tod nicht weniger als siebzig Präsidenten aufzuweisen, von denen kaum einer ohne Militärrevolte und ohne Blutvergießen zur Herrschaft gelangt ist. Die Vereinigten Staaten sahen während ihres hundertfünfzigjährigen Bestandes lediglich einunddreißig Präsidenten, von denen kein einziger auf nicht verfassungsgemäßem Wege eingesetzt worden ist. Und andere lateinamerikanische Republiken sind von dem Rekorde Bolivias nicht allzuweit entfernt.

Woher dieser sinnfällige Unterschied? In den Vereinigten Staaten, wo die indianische Urbevölkerung nicht geeignet war, von dem früherstarkten Kapitalismus ausgebeutet zu werden, bedeutet das Regieren nur wenig wirtschaftliche Macht. Die Anfänge der Vereinigten Staaten stehen im Zeichen der französischen Revolution, im Zeichen des Zusammenbruchs des Feudalismus. Anders in den Gebieten südlich vom Rio Grande, wo die spanischen Conquistadores die uralten Zivilisationen der Inkas und Azteken vorfanden. Hier mußte nur ein arbeitsames und hochentwickeltes Urvolk unter militärischen, grausamen Druck gesetzt werden, damit es fortan nicht für sich, sondern für die fremden Eroberer Werte schaffe. Hier bedeutete Regieren nichts anderes als sich hemmungslos bereichern. Im Grund ein technisches Problem: die Reichtümer des neuentdeckten Landes so rasch und gründlich als möglich von Südamerika nach Spanien und Portugal zu bringen.

Nicht viel anders standen nach fast dreihundertjähriger spanischer Herrschaft die Dinge, als Simon Bolivar am 24. Juli 1783 in der Hauptstadt des heutigen Venezuela Caracas das Licht der Welt erblickte. Als er in jungen Jahren nach Europa kam, verteilte Napoleon gerade Königsthrone unter seinen Familienangehörigen. Napoleons Bruder Joseph wurde König von Spanien, der den Bourbonen in der Entschlossenheit, die amerikanischen Kolonien bis auf den letzten Blutstropfen auszubeuten, nicht nachstand. Die Bourbonen, die legitimen Könige Spaniens, hatten ja schließlich heilige, verbriefte Rechte darauf, so dachte man in Südamerika. Aber dieser Emporkömmling, dieser Joseph? Warum, da das Prinzip der Legitimität einmal durchbrochen war, sollten überhaupt die Spanier den Löwenanteil an den Reichtümern des südamerikanischen Kontinents einheimsen?

Solche Erkenntnis machte aus den in Venezuela und den Nachbargebieten begüterten Feudalherren Bundesgenossen des jungen, von nationaler Begeisterung erfüllten Bolivar, der als 24jähriger in die Heimat zurückkehrte. Im Jahre 1813 waren die Spanier aus Venezuela vertrieben, freilich nur um ein Jahr später unter Führung ihres grausamen Generals Morillo zurückzukehren und blutiges Gericht zu halten. In San Domingo, wohin Bolivar geflüchtet war, rüstete er zum endgültigen Befreiungskampf. Die spanischen Garnisonen flohen, Venezuela und Kolumbien vereinigten sich zu einer Föderativrepublik, zu deren ersten Präsidenten Bolivar gewählt wurde. Nicht einmal dieser Ansatz zu einer staatlichen Einigung Südamerikas hatte nach seinem Tode Dauer. Sein Anhänger Sucre, der später Bolivia als sein privates Herrschaftsbereich begründete, schlug die spanischen Streitkräfte in Peru und 1823 marschierte Bolivar mit seiner Armee in Lima ein, wo er nicht die Kraft aufbrachte, Diktatorenruhm zu entsagen. Flores verfuhr auf ähnliche Weise in Ecuador, das bis 1830 ein Bundesstaat der Republik Kolumbien gewesen war.

Das letzte Lebensjahrzehnt Bolivars steht im Zeichen sich überstürzender Revolutionen und blutiger Kämpfe um die Verteilung der spanischen Hinterlassenschaft. Wenn Bolivar selbst auch frei war von privater Profitgier, so stand es doch bei seinen Anhängern und Offizieren fest, daß die Regierungsgewalt nur dazu da sei, um ungehindert Reichtümer für die eigene Tasche zusammenzuraffen. Weder Ackerbau noch Viehzucht, weder Handel noch Finanzen boten ebenbürtige Möglichkeiten, sich zu bereichern. Die südamerikanischen Unabhängigkeitskämpfe ebneten wohl neuen Menschen, aber nicht einem neuen System den Weg.

Verfassungen wurden für die Bedürfnisse des Einzelnen geschaffen. Die Verfassung, die Bolivar den peruanischen Staaten gegeben hatte, wurde, kaum er das Land verlassen, vernichtet. Kolumbien, entrüstet über den dem „Liberador" angetanen Schimpf, erklärte Peru den Krieg. Bolivar vermittelte. Aber auch in seinem Vaterlande begann sein Ruhm zu verblassen. Mit knapper Not entging er einem Mordanschlage und im Jahre 1830 mußte er der Regierung entsagen.

Nach dem Tode des „Liberadors" begann sich das Rad der Revolutionen in ganz Südamerika rascher zu drehen. In dem Jahre, wo der Todestag Bolivars zum hundertsten Male wiederkehrt, befindet sich der ganze Kontinent wieder einmal in Aufruhr. Freilich die Struktur der Revolutionen hat sich geändert. Die Militärparteien sind nicht mehr die im eigenen Interesse agierenden Kriegsherren, sondern nur die Machtmittel von Kapitalistengruppen geworden. Die Revolution in San Domingo, die im Februar 1930 die Serie der Revolutionen einleitete, war die Erhebung der Zuckerpflanzer gegen die Regierung; hinter der Revolution in Bolivia, die im Juni folgte, standen die Zinnbergwerksbesitzer; die Großgrundbesitzer haben den Präsidenten von Peru, Leguia, gestürzt, die Revolution in Brasilien war ein Aufstand gegen die allmächtigen Kaffeepflanzer Sao Paulos, die für und durch den Kaffee regierten; die Revolution in Argentinien, lange ein Beispiel für demokratische Stabilität, war ein Verzweiflungsstreik gegen die unheilvolle Finanzpolitik Irigoyens, die die Großgrundbesitzer bedrohte; der Preisfall auf dem Kakaomarkte zwang den Präsidenten Ecuadors, Avora, zur Abdankung und in Chile die Reichen die Schwierigkeiten des Salpetersyndikats zugleich auch in der Abenddämmerung der Präsidentschaft Carlos Ibanez zu bedeuten.

Stünde Simon Bolivar, der „Befreier", von den Toten auf, er würde finden, daß sich in den von ihm „befreiten Gebieten" wirklich nicht viel geändert hat.

Leo Korte.

Urlaub vom Himmel

Roman von Alfred Schirokauer

Copyright by Verlag Carl Duncker-Berlin.

48 (Nachdruck verboten.)

„Was kann ich dafür, daß die ihn nicht finden. Sitz ich in den Detektiven drin!" jammerte er verzweifelt. Er hatte zu Hause eine Frau und drei halbwüchsige Kinder.

„Einen Mann ohne den Funken einer Idee kann ich in meinem Betriebe nicht brauchen", erklärte Papenberg schneidend.

„Mein Gott, mein Gott, ich will mir ja den Kopf zerbrechen. Vielleicht fällt mir doch etwas ein", murmelte Magnus vernichtet.

Die Drohung war nicht ganz so fürchterlich wie sie klang. Er flog täglich mindestens zehnmal. In des Chefs anmutig witzigem Sinne gesprochen, war Magnus der beschäftigste Aviatiker Europas. Doch wer konnte wissen, wessen ein gefühlloser Verwandter fähig war! Und was blieb der Familie eines stellungslosen fünfundsechzigjährigen Mannes anders übrig als das Verhungern!

Er stand noch eine Weile hilflos erschüttert da. Dann schlurfte er leise und markios zur Tür.

„Und das Weib fahndet auch wie toll nach ihm", hemmte Papenberg die heimliche Flucht des Gebrochenen. Er wandte sich zurück, daß die Schöße des verblichenen Gehrockes aus guten Tagen um ihn kreiselten. Und schwieg.

„Hast du den Bericht des Agenten aus St. Moritz nicht gelesen?"

„Natürlich — natürlich", dienerte Magnus.

„Na — und?! Warum sagst du dazu nichts?"

„Was soll man dazu sagen?" wagte der Onkel.

„Dann will ich dir mal etwas sagen, mein Lieber. Wenn das Weib ihn vor mir findet und ihm über den Haupttreffer die Augen öffnet und ich Neele bin dann — —"

Ich weiß schon, dachte Magnus vorschnell, dann komm ich zu den Fliegern — —.

„dann — dann — was stehst du da und glotzt? Hast du auf Gottes Welt gar nichts zu tun?" brüllte er, kirschrot im Gesicht.

Schon war Magnus Papenberg verschwunden. Der letzte Zorn hatte nicht dem Oheim gegolten. Er wirkte wieder nur als Blitzableiter. Der grelle Wutstrahl galt Marianne. Plötzlich hatten ihre zehn Finger wieder auf der Backe des kleinen Krawattenbinders gebrannt. Sie entzündeten dort oft ein erhitzendes Gedächtnisfeuer.

XXVII.

Es war kein Wunder, daß die emsigen, von Magnus Papenbergs Stachelbriefen ewig angespornten und bedrohten Geheimagenten den Flüchtling nicht fanden und daß auch Mariannes zehn Detektive auf eine von Erfolg ebenso ungetrübte vielwöchentliche Tätigkeit zurückblicken.

In Spanien hatte ihn niemand vermutet. Klaus Peter hatte sehr richtig kalkuliert. Und in Marseille war er am Abend seiner Ankunft ins Krankenhaus eingeliefert worden. Dort war er auf lange Zeit den Blicken spähender pflichteifriger Fahnder entrückt. Und nun war es Frühling und Sommer geworden. Die ganze Welt stand einem abenteuerlichen Nichtstuer wieder offen. See und Gebirge, Binnenland und Binnengewässer. Die Aufgabe war ins Uferlose gewachsen.

Wohl erregte der Vorfall in Marseille gewaltiges Aufsehen. „Mord und Selbstmord im Jack", brüllten die Camelots der Morgenblätter durch die Cannebière. Doch damals hatten fixe Zeitungsreporter nur ermittelt, daß die Helden dieses Sensationsdramas Karl Dohm und dessen Ehefrau Harriet waren. Unter diesem Namen waren sie im Hotel Splendid abgestiegen.

Erst viel später, als die Polizei das Gepäck der tragischen Gestalten jenes Abends durchforschte, fand sie die Pässe. Doch da war die Teilnahme der Oeffentlichkeit längst verflattert. Die Gemeindewahlen erregten turbulent die provenzalischen Gemüter. Es war eine stille Affäre der Behörden, zumal des amerikanischen Generalkonsulats, geworden, das den Nachlaß der Selbstmörderin in Verwahrung nahm und den Verwandten in Kolvoke im Staate Nebraska USA. zuleitete.

Die Detektive der beiden suchenden Parteien aber hatten das Nachsehen — auch fernerhin.

Lange rang Klaus Peter mit dem Tode. Nur die allzu geringe Dosis des argen Giftes rettete ihn. Doch seine Lebenskräfte waren zerstört. Seine starke Natur besiegte den Tod, das Leben bezwang sie so bald nicht.

Ohne einen Sou in der Tasche traf er an jenem Schicksalsabend im Hospital ein. Man legte ihn in die dritte Klasse. Dort lag er Woche auf Woche in heftigen Fieberphantasien. Um ihn herum lagen vierzig andere Männer, die auch delirierten, die Farben von anderen Sterbenden abgelöst wurden. Er merkte nichts von seiner Umwelt.

Nur dann und wann — nach Wochen — quälten ihn kurze lichte Momente. Dann grübelte sein mürbes Hirn. Warum war nicht auch er dem Gifte erlegen? Nie wieder würde er arbeiten können. Nie wieder. Das fühlte er. Der Schädel war ein ausgebrannter Krater. Mondlandschaft. Nie wieder würde er Feuer der Wissenschaft speien. Wozu dann leben?

Die Marter trieb das Fieber. Das Bewußtsein zerstob in alldem den Phantasien.

Ein andermal, als er zu der Welt der Wirklichkeiten heimkehrte, sann er: eine Frau hatte ihn gefällt. Hatte vielleicht geahnt, daß er sie verlassen wollte. Strafe? grübelte er, Strafe dieser Ehre, die alle an ihm gerächt hatte? Nein, nein. Nicht weibisch werden! Nicht an Vergeltung und höhere Moral glauben. Nicht kindlich bereuen! Er war so matt, ja. Aber sich deshalb nicht wichtig nehmen. Was war schon groß geschehen! Ein Mensch umgefallen. Deshalb rollten die Sterne doch nach ewigen beharren Gesetzen. Die — Sterne! Eine weiche Sehnsucht flackerte in der kaum atmenden Brust. Ob er je wieder —! Seine blutigen Gedanken wichen ab. Allen Frauen hatte er Unglück gebracht. Allen vor Marianne und seit Marianne. Marianne? Wo sie jetzt wohl war? Ach, wenn sie dort zu der weißen Tür in diesen weißen Saal mit den vielen weißen Betten und dem vielen weißen Jammer hereinträte! Dann wäre es wohl doch zu Ende mit Schmerz. Dann würde ihn die Freude ersticken. Unfug! Sie kam nicht. Er hatte sich — ja — da kam etwas aus einem verlorenen Winkel des Bewußtseins hervorgekrochen — richtig, sie hatte sich ja von ihm scheiden lassen — scheiden lassen. Grollte ihm wie alle anderen.

Er sann lange angestrengt. Was wußten denn diese Frauen von ihm? Nur das Irdische, nur die Hälfte von ihm, die schlechte Hälfte, die arbeitslose, bummelnde. Sie alle kannten ihn doch nur in seinen Intervallen zwischen der Arbeit. Auf Urlaub vom

(Fortsetzung folgt.)